

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **113 (1945)**

Heft 1

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWEIZERISCHE KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: Mgr. Dr. VIKTOR v. ERNST, Can., Prof. theol., St. Leodegarstraße 9, Luzern. - Tel. 2 02 87
Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstraße 8, Luzern. - Tel. 2 65 93

Verlag und Expedition: Räber & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstr. 7-9, Telephon 274 22. — Abonnementspreise: bei der Expedition bestellt jährlich Fr. 12.—, halbjährlich Fr. 6.20 (Postcheck VII 128) — Postabonnemente 30 Cts. Zuschlag. Für das Ausland kommt das Auslandporto hinzu. Einzelnummer 30 Cts. — Erscheint je Donnerstag. — Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 12 Cts. — Schluß der Inseratenannahme Dienstag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Cts. in Marken beizulegen.

Luzern, 4. Januar 1945

113. Jahrgang • Nr. 1

Inhalts-Verzeichnis. «Viderunt omnes fines terrae salutare Dei» — Die Familieninitiative im Nationalrat — Ein Menschenopfer des Kaisers Julian in Ungarn. Entproletarisierung — Verständnis und Wohlwollen zwischen Mohammedanern und Christen — Krise der Seelsorge — Kirchen-Chronik — Kirchenamtlicher Anzeiger für das Bistum Basel.

«Viderunt omnes fines terrae salutare Dei»

«Alle Welt hat das Heil Gottes gesehen» — wie scheint dieses Wort der Neujahrsmesse im schreienden Gegensatz zu stehen zu den furchtbaren Zeiten, die wir erleben! Die Kirche lebt eben ihr eigenes Jahr und lebt ihr eigenes Leben. Es ist das Kirchenjahr und das Leben der Uebernatur. Das bürgerliche Jahr bewegt sich und läuft ab im irdischen Geschehen, das kirchliche aber in den «Mysterien Gottes», deren Verkünderin und Ausspenderin die Kirche stets ist, auch mitten in den Greueln eines Krieges, wie ihn die Menschheitsgeschichte fürchterlicher nie gesehen. Und stets bleibt Jener bei seiner und in seiner Kirche, der ihr das Versprechen gegeben: «Siehe, ich bin bei euch bis ans Ende der Welt!» und von dem seine Braut auch am sechsten Kriegs-Neujahr mit den Worten des Apostels frohlocken kann: «Apparuit gratia Dei Salvatoris nostri.»

Aber, wenn auch das Reich Christi und seine Kirche nicht von dieser Welt sind, so doch in dieser Welt und für diese Welt. Im hohenpriesterlichen Gebet zu seinem himmlischen Vater spricht der Herr das merkwürdige Wort aus: «Ich bitte nicht, daß Du sie (die Jünger) von der Welt wegnehmest» (Jh 17, 15). So ist denn das Wirken der Kirche verwoben und überschattet vom Weltgeschehen, in einem gewissen Sinn und Maß von ihm abhängig und auch für das irdische muß sie sich kümmern, wie sie in einer ihrer wunderbaren Sonntagsorationen betet: «Sic transeamus per temporalia, ut non amittamus aeterna.» Soeben erst hat ja der Heilige Vater am Vorweihnachtstage eine Botschaft an die Christenheit gerichtet, die sich eingehend über die Demokratie ausspricht, also etwas an sich Irdisches, etwas, was in erster Linie den Staat angeht, aber doch von tiefster Bedeutung ist auch für die Kirche. Deshalb verwirft ja auch die Kirche grundsätzlich die Trennung von Kirche und Staat und steht in ihrem Zusammenwirken zum gemeinsamen letzten und höchsten Ziel, der Ehre Gottes und die Erfüllung seines heiligsten Willens in seinen Geschöpfen das höchste Ideal.

Es liegt also durchaus im Geist der Kirche und ihres göttlichen Stifters, wenn wir an Neujahr einen Rückblick tun auf das Zeitgeschehen im verflissenen Jahre, freilich sub specie aeternitatis.

Auch im Jahre 1944 erließ der römische Bischof, dem vor allen und über allen Bischöfen das Lehramt zusteht, ein Rundschreiben an alle Bischöfe und Gläubigen des Erdkreises, die Enzyklika vom Osterfest 1944, «*Orientalis Ecclesiae*». In ihr stellt der Papst zur 1500-Jahresfeier des hl. Cyrill, Patriarchen von Jerusalem, den großen Kirchenlehrer als Vorbild vor für die Einheit im Glauben und das Wirken für diese Einheit durch die christliche Nächstenliebe und die engste Verbindung mit dem Zentrum der kirchlichen Einheit, dem Apostolischen Stuhle.

Leider war auch während des Jahres 1944 die Verbindung mit Rom, der «vena aquarum», empfindlich gestört, oft fast unterbunden. Weder das päpstliche Amtsblatt, die «*Acta Apostolicae Sedis*», noch das päpstliche Presseorgan, der «*Osservatore Romano*», gelangen über die Grenzen Italiens oder dann nur in Einzelnummern und auf außerordentlichen Wegen. Es ist das für die Redaktion einer Kirchenzeitung ein empfindlichster Mangel. Es bleibt nur das Radio, die wunderbarste moderne Erfindung, die ja schon vom elften Pius durch die Einrichtung eines Vatikansenders in den Dienst der Weltkirche gestellt wurde und auch von Pius XII. für Botschaften an die Christenheit benutzt wird; es ist zurzeit das Mittel, durch das die Einheit zwischen Hirt und Herde unterhalten und aufrechterhalten wird.

So hat sich der Hl. Vater während des vergangenen Jahres mehrere Male wieder des Radio bedient, u. a. am Jahresfest seiner Krönung, bei seiner Antwort an das Kardinalskollegium anlässlich von dessen Gratulation zu seinem Namensfest; eine Radiobotschaft richtete er an die Welt zum 5. Jahrestag des Ausbruchs des Krieges. In all diesen Reden und Botschaften sprach sich der Papst zu den Kriegsproblemen

Hornussen

aus und nahm auch in sehr entschiedenen Worten Stellung gegen die Kriegsgreuel, von welcher Partei immer sie auch begangen werden mögen. Der Hl. Vater schwieg nicht; nur Uebelwollen, Lüge und Verleumdung kann ihm solches vorwerfen.

Die Verschönerung Roms, das als Sitz unersetzlicher Kunstschatze, als ausstrahlendes Zentrum europäischer Kultur, wie Seine Heiligkeit betonte, Besitz der Welt und der Menschheit ist, ist wohl auch der energischen Intervention Pius' XII. zu verdanken. Sie erscheint aber fast als ein wunderbares Ereignis. Als die heilige Stadt mitten im Kriegsgetümmel lag, war ihre Zerstörung mehr als wahrscheinlich. Man hat ja sogar mit einer gewissen Erwartung von einem zweiten «Sacco di Roma» geschrieben. Bomben wurden selbst auf die Città del Vaticano geworfen. Wie einst der Fürstapostel aus seinen Ketten, so wurde Rom dann von der Kriegsbedrängnis befreit und man konnte das Schriftwort wieder anwenden: «Angelus eius est!»

Der Vatikan ist in diesem zweiten Weltkrieg, vielleicht noch mehr als im ersten, ein Mittelpunkt geworden, wo sich die internationalen Einflüsse kreuzen. Erinnert sei nur an den Besuch des englischen Ministerpräsidenten Churchill beim Papste. Der Präsident der Vereinigten Staaten hält darauf, seinen persönlichen Gesandten, Myron Taylor, beim Papste zu haben. Der führende Mann Frankreichs, Charles de Gaulle, ersuchte und erhielt eine Privataudienz beim Hl. Vater. Ein schwerer Schlag für den Papst und die päpstliche Diplomatie war der Tod Kardinalstaatssekretär Magliones; der unerwartete Hinschied dieses persönlichen Freundes der Schweiz wurde auch bei uns schmerzlich empfunden. Freilich besitzt die Eidgenossenschaft an Pius XII. selber einen ebenso wohlwollenden Freund und mächtigen Protektor, der ihr die große Ehre und Freude erwies, in seiner letzten Weihnachts-Botschaft ihrem caritativen Wirken, neben dem der USA, seinen hohen Dank auszusprechen.

Aus dem internationalen Geschehen sei auf Frankreich nur hingewiesen. Es wurde wie Rom durch eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung befreit. Wird es sich wieder seiner katholischen Mission bewußt werden? Wird man wieder von den «Gesta Dei per Francos» sprechen können, welches Wort schon von Pius X. anlässlich der Seligsprechung der Jungfrau von Orléans in einer Ansprache, die wir das Glück hatten, aus seinem Munde zu hören, zum eigenen machte? Soll Frankreich wieder, wie schon so oft, eine europäische und Weltmission erfüllen, indem es eine moderne Form der Demokratie schafft und den Kommunismus durch die Weite katholischen Denkens und christlicher Liebe friedlich überwindet? Jedenfalls nur dann, wenn es den schon gegebenen Direktiven des Hl. Stuhles über diese Fragen folgt.

Italien, das der Katholik, aber selbst jeder kultivierte Mensch, als Mutterland verehren muß, hat politisch und militärisch schwer versagt. Hoffen wir, daß es aus innern moralischen und religiösen Kräften sich doch wieder erholt. Mit tiefem Bedauern muß man die Verwüstung des katholischen Rheinlandes erleben, dem auch wir Schweizer Katholiken so viel verdanken, als Vorbild katholischer Organisation, als Hort christlicher Kulturgüter. Wir erinnern an die Zerstörung Freiburgs i. Br. und Budapests. Man käme im Aufzählen der Katastrophen an kein Ende.

Unser Vaterland blieb auch im verflorenen Kriegsjahr durch Gottes gnädige Fürsorge und durch das kluge Verhalten unserer politischen und militärischen Führung vom Kriege verschont. Man ist sich aber bewußt, daß mit dem Kriegsende auch in der Schweiz gewaltige Geistesstürme losbrechen werden. Dieser Losbruch wurde in der letzten Zeit durch den von den Kriegsgefahren vorgeschriebenen Burgfrieden nur noch mühsam zurückgehalten. Der Kulturkampf liegt jetzt schon in der Luft. Das hat wohl selbst der unentwegteste Ireiker und «Beschwichtigungs-Hofrat» gemerkt. Gewisse «Botschaften» selbst von staatlich-kirchlicher Seite sind symptomatisch, ja schon mehr wirklicher Kulturkampf als nur Symptom davon.

Im kirchlichen Leben der Schweiz ging sonst alles seinen normalen, glücklichen Weg. Fruchtreich hat die Seelsorge arbeiten und sich entfalten können.

Lichtpunkte waren die Bischofsjubiläen der verehrten Oberhirten von Sitten und der Diözese Lausanne-Genf-Freiburg, wovon letzteres im kommenden Jahr noch offiziell gefeiert werden soll. Der Bischof von Basel trat in voller Aktionskraft ins einundsechzigste Lebensjahr ein.

Das erfreulichste Ereignis im kirchlichen Leben der Schweiz von 1944 war aber die Sicherstellung der Heiligsprechung unseres Bruders Klaus. Möge der Allmächtige durch die Fürbitte des Landesvaters uns auch im Jahre 1945 gnädig vor dem Schlimmsten bewahren und weiter unter seinen Machtschutz nehmen!

V. v. E.

Die Familieninitiative im Nationalrat

In der verflorenen Dezembersession des Nationalrates wurde der bereinigte bundesrätliche Gegenentwurf zur Familieninitiative einstimmig angenommen (120 Stimmen ohne Gegenstimmen, bei einigen Stimmenthaltungen). Der vom Nationalrat verabschiedete Entwurf wird in der Frühjahrs-session vor den Ständerat kommen. Er hat folgenden Wortlaut:

»Der Bund berücksichtigt in der Ausübung der ihm zustehenden Befugnisse und im Rahmen der Verfassung die Bedürfnisse der Familie. Der Bund ist zur Gesetzgebung auf dem Gebiete der Familienausgleichskassen befugt. Er kann den Beitritt allgemein oder für einzelne Bevölkerungsgruppen obligatorisch erklären. Er berücksichtigt die bestehenden Kassen, fördert die Bestrebungen der Kantone und der Berufsverbände zur Gründung neuer Kassen und ist befugt, eine zentrale Ausgleichskasse zu errichten. Die finanziellen Leistungen des Bundes können von angemessenen Leistungen der Kantone abhängig gemacht werden. Der Bund ist befugt, auf dem Gebiete des Siedlungs- und Wohnungswesens Bestrebungen zugunsten der Familie zu unterstützen. Ein Bundesgesetz wird bestimmen, an welchen Bedingungen die Bundesbeiträge geknüpft werden können; es wird die baupolizeilichen Bestimmungen der Kantone vorbehalten. Der Bund wird auf dem Wege der Gesetzgebung die Mutterschaftsversicherung einrichten. Er kann den Beitritt allgemein oder für einzelne Bevölkerungsgruppen obligatorisch erklären, und es dürfen auch Personen, die nicht in den Genuß der Versicherungsleistungen des Bundes kommen können, zu Beiträgen verpflichtet wer-

den. Die finanziellen Leistungen des Bundes können von angemessenen Leistungen der Kantone abhängig gemacht werden. Der Vollzug der auf Grund dieses Artikels ergehenden Gesetze erfolgt unter Mitwirkung der Kantone; private und öffentliche Vereinigungen können beigezogen werden.«

In der Diskussion des Rates kamen naturgemäß verschiedene Auffassungen zum Worte, Auffassungen, die es zum Teil sehr erstaunlich machen, daß dann doch eine einstimmige Annahme der Vorlage in der Schlußabstimmung erfolgte. Schon die Benennung »familienschützerische Bestrebungen« hat einen Beigeschmack, welcher das Familienschutzproblem nicht eben würdig ernst nimmt. Die bezeichnende Spitzmarke »Kaninchenpolitik«, mit welcher eine gewisse Presse die Berichterstattung über die nationalrätlichen Beratungen überschrieb, zeigt genau die Hemmungen an, die innerlich nicht überwunden werden können, wenn es gilt, sich mit dem naturrechtlich-christlichen Familiengedanken positiv auseinanderzusetzen. Das Stichwort »Keine Kaninchenpolitik«! fiel übrigens von liberaler Seite im Ratsplenum: Familienpolitik dürfe keine Kaninchenpolitik werden. Dieser Gedanke ist dann verschiedentlich abgewandelt worden in der Debatte. Man kann einen guten Kern in diesem Gedanken ruhig gelten lassen, ohne deswegen den Eindruck aufkommen zu lassen, die Familienpolitik der Familienschutzinitiative sei eine Kaninchenpolitik. Damit sollte doch wohl auf eine sehr unfaire Art der Familienschutz lächerlich gemacht und erledigt werden. Die giftigste und gemeinste Verdächtigung der Familienschutzinitiative ist nicht im Ratsplenum, sondern in der Presse erschienen, inspiriert von gewissen wirtschaftlichen, politischen und konfessionellen Hetzern. Demgemäß ginge es bei der von den Katholiken lancierten Familienschutzinitiative weniger um die allgemeine Hebung der schweizerischen Familie, als vielmehr darum, aus neutralen Kassen die Bedürfnisse kinderreicher katholischer Familien zu befriedigen und damit langsam, aber sicher, aus der vorläufig noch reformierten (sic) Schweiz ein mehrheitlich katholisches Land zu machen!

Von verschiedenen Seiten wurde im Nationalrat der Familienschutz begrüßt, aber zugleich noch der Volks- und Erbhygiene gerufen, weil wir schon genug arme, schwachsinnige Tröpfe haben in der Schweiz. Mehrfach wurde die Qualitätsförderung herausgestrichen gegenüber der bloßen Quantitätsförderung. Es wird keinem Familienschutz einfallen, den Schwachsinn zu fördern. Aber es muß der Auffassung entgegengetreten werden, der Familienschutz fördere praktisch nur die Quantität, nicht die Qualität. Nun läßt sich die wünschbare Qualität der Nachkommenschaft gewiß irgendwie beeinflussen und fördern, ohne gerade auf Befehl gezüchtet werden zu können. Jene kinderreichen Familien, die in jeder Beziehung gesunde Kinder haben (und diese sind sicherlich die übergroße Mehrzahl der kinderreichen Familien!), werden sich dafür bedanken, daß die Qualität gegen die Quantität ausgespielt werden soll. Die Qualität der Nachkommenschaft aus kinderreichen Familien darf sich gewiß messen mit derjenigen des Einkindersystems usw., ganz zu schweigen von jenen kinderlosen Qualitätspächtern, denen es ein Greuel ist, ihren hemmungslosen asozialen Individualismus durch blühende Fa-

milien an den Pranger gestellt zu sehen, denen es unerträglich ist, aus eigener Schuld auf jene Förderungen verzichten, ja dazu selber noch beitragen zu müssen, die kinderreichen Familien zukommen sollen. Wer schon moralisch skrupellos ist, wird am empfindlichsten an der materiellen Seite betroffen.

Ein an sich richtiger Gedanke, die Pflichten der Eltern zur Erziehung und Ausbildung sowie die Begabtenförderung gehörten auch in die Vorlage, bedarf behutsamer Behandlung, wenn er nicht der elterlichen Erziehungshoheit zunahetreten soll im staatlichen Eingreifen. Die katholisch-konservative Volkspartei kann gewiß nicht in den Verdacht kommen, durch ihre Familienschutzbestrebungen einer Verstaatlichung der Familie und der Erziehung, und gar auf eidgenössischem Boden, Vorschub zu leisten. Eine solche Verdächtigung wäre mehr als grotesk. Wenn freisinnigerseits betont wurde, die Familie dürfe nicht allzu sehr Gegenstand der Staatspolitik werden, die Familie müsse frei und autonom bleiben, um das Menschentum ihrer Angehörigen frei zur Entfaltung bringen zu können, die Familie stehe selbständig neben, niemals unter dem Staate usw., so kann dem nur voll und ganz beigezogen werden. Würde von dieser Seite nur immer dementsprechend gehandelt! Dabei ist selbstverständlich, daß der staatliche Familienschutz dem allem Rechnung tragen kann und muß. Katholischerseits wurde betont, daß der staatliche Familienschutz nicht in das Innere der Familie hineinregieren soll. Der Staat hat hier nicht zu bevormunden, sondern zu ergänzen, hat nicht Familienrecht völlig neu zu schaffen, sondern ursprüngliches, primäres Familienrecht anzuerkennen und ihm formellen Bestand zu sichern.

Bekanntlich lag im Gegensatz Leistungslohn-Soziallohn eine der größten Schwierigkeiten des Familienschutzes. Man befürchtete eine Senkung des Leistungslohnes zugunsten des Familienlohnes und wollte sich daher mit dem Gedanken der Familienausgleichskassen nicht befreunden. Dieselben bedeuten keine Sabotierung eines gerechten Leistungslohnes. Der Familienzuschuß aus den Ausgleichskassen ist seinem Wesen nach nicht eine Lohnerhöhung, sondern ein Solidaritätsakt der Gemeinschaft zugunsten der Familie. Auch freisinnigerseits wurde erfreulicherweise den Familienausgleichskassen das Wort gesprochen. Ein starrer Leistungslohn ohne Rücksicht auf die Lasten der Familie kann nicht aufrechterhalten werden. In Zeiten der Teuerung mußten stets die Familien zuerst bessergestellt werden und der Soziallohn löste den bloßen Leistungslohn ab. Fielen nach dem ersten Weltkriege die Familienzulagen wieder dahin, so werden sie nach diesem Kriege bleiben. Deshalb sind in der Industrie die Familienausgleichskassen, ein völliges Novum, geschaffen worden. Die erste, von der Metall- und Maschinenindustrie geschaffene Familienausgleichskasse hat schon über vier Millionen Franken ausschließlich auf Kosten der Arbeitgeber ausbezahlt. Die Privatinitiative ist also vorangegangen. Mit Rücksicht auf die wirtschaftlich schwächsten Kreise ist auch die staatliche Initiative nicht zu bekämpfen, sondern zu begrüßen.

Nicht ganz richtig und auch nicht ganz gerecht ist die Auffassung, die beste und die schnellste Hilfe für die Familie wäre der volle Teuerungsausgleich. Davon würden nämlich alle Familien gleichmäßig profitieren; den kin-

derreichen Familien wäre damit allein wenig geholfen, während die kinderarmen Familien oder gar die kinderlosen Familien ordentlich heraus wären. Es ist klar, daß bei Ansetzung des Leistungslohnes auch in Rechnung gestellt wird, wofür der ausgerichtete Lohn Verwendung findet. Mit der Bekämpfung des Familienlohnes wird aber sicherlich keine Erhöhung des Individuallohnes erzwungen. Andererseits aber muß vermieden werden, daß der Familienvater für den Unernnehmer der teurere Arbeiter wird. Das wird nur geschehen durch Familienausgleichskassen. Richtig war eine Bemerkung, daß der Begriff kinderreiche Familie für Bauern auf eigenem Hof nicht derselbe ist wie für einen Arbeiter in der Großstadt. Weniger begeisternd ist der Vorschlag auf Prüfung der Ehefähigkeit. Weil damit das Naturrecht auf Ehe berührt werden könnte, ist damit vorsichtig umzugehen, so sympathisch der Gedanke an sich ist und auf dem Boden der Freiwilligkeit oder doch wenigstens nur indirekter Nötigung gefördert werden kann, etwa dadurch, daß staatliche Leistungen an bestimmte Voraussetzungen diesbezüglicher Art, deren Erfüllung nachgewiesen werden muß, geknüpft werden können.

Sehr interessant waren die Ausführungen von Bundesratspräsident Stampfli. Ein gesunder Staat bedarf gesunder Familien! Ob seine Behauptung zu Recht besteht, daß (nur) unzivilisierte Völker in tropischen Gegenden den Familienbegriff nicht kennen, möge die Ethnologie untersuchen. Um so mehr zu begrüßen und zu schätzen ist die Bemerkung, daß die Schwarmgeister, welche die freie Liebe als Krönung der persönlichen Freiheit betrachten, die Familie und den Staat sprengen würden. Für den Bundesrat waren die Unterlagen der Statistik in mehr als einer Hinsicht wegleitend. Einmal ist die Ueberalterung der Bevölkerung eine Mahnung: Die Zahl der Alten ist stark gestiegen, der Anteil der noch nicht 20jährigen ist von 40 % auf 30 % gesunken seit 1900. Gleichzeitig ist die Geburtenzahl zurückgegangen, wenn auch freilich dank der Hygiene, auch die Zahl der Todesfälle. Die Zahl der Eheschließungen ist erst seit dem Kriege wieder angestiegen, zum Teil wohl auch dank des Lohn- und Verdienstersatzes sowie der Maßnahmen für Wohnungs- und Siedlungsbau. Die bedenkliche Verstädterung steht mit dem Geburtenrückgang in enger Beziehung. Der Bund will kein Monopol der Familienschutzmaßnahmen, die Kantone und Berufsstände sollen sich weiterhin initiativ betätigen auf diesem Gebiete.

Es standen auch eugenische Maßnahmen, wie die Sterilisation Geisteskranker und Schwachsinniger, zur Diskussion. Der Bund braucht sich jedoch mit diesem noch sehr umstrittenen Gebiete der Gesetzgebung nicht zu befassen. Die Erbgesundheitspflege ist durch die Maßnahmen, die in den Diktaturstaaten ergriffen wurden, diskreditiert worden. Diese Erkenntnis ist erfreulich. Wenn Bundesrat Stampfli dem tieferen Grunde dieser Diskreditierung nachgegangen wäre, so wäre er wohl unweigerlich zur Sterilisation in jeder Form, nicht nur der staatlichen Zwangssterilisation, gekommen. Darum ist der Hinweis untragbar, daß ja den Kantonen der Weg zur Sterilisation offenstehe, nachdem die Waadt derartige Bestimmungen erlassen hat. Wir halten schon diesen kantonalen Eingriff

für einen Uebergriff, für eine Mißachtung des Naturrechtes. Niemand, am allerwenigsten der Staat, verfügt direkt über eine körperliche Integrität des Menschen. Sterilisation ist Verstümmelung. Wir müßten jedem Ausbreiten solcher Eugenik grundsätzlichen und schärfsten Kampf ansagen. Uneingeschränkt zuzustimmen ist jedoch der Auffassung von Bundesrat Stampfli, es sei die Hebung des Ansehens der Ehe zu fördern. Das sei sehr nötig, wenn das moralische Trümmerfeld nach diesem Kriege ausgeräumt und zum sittlichen Wiederaufbau geschritten werde. Das wird nur möglich sein, wenn im Schweizervolke die sittliche Stellung der Familie gehoben wird. Es wäre verlockend, zu erfahren, worin die sittliche Stellung der Familie gesehen wird. Wir dürfen aber schon sehr zufrieden sein, daß ein solcher Grundsatz ausgesprochen wird, selbst wenn über seine Auslegung nicht allseitige Einigkeit herrschen sollte!

Wir sehen die Hebung der sittlichen Stellung im allseitigen Bekenntnis zur naturtreuen Ehe, zur lebenslänglichen Einehe und im staatlichen Schutze der naturrechtlichen Belange der Ehe. Des weiteren sehen wir sie in der staatlichen Hilfe für die Soziallasten und -aufgaben der Familie, besonders der kinderreichen Familie. Der verabschiedete Verfassungsartikel ist eine solche Rechtshilfe des Staates und ermöglicht wirtschaftliche Hilfe für diese Lasten und Aufgaben. Daran partizipiert das ganze Volk. Richtig ist auch die eminent patriotische Seite dieser Hilfe hervorgehoben worden. Angesichts der Ueberfremdung unseres Landes (die Schweiz hat prozentual am meisten Ausländer von allen europäischen Staaten) muß gerade auch die kinderreiche Familie gesichert und gehoben werden. Die naheliegende Lächerlichmachung der kinderreichen Familie, welche mit der Spitzmarke »Kaninchenpolitik« gegeben ist, verdient schärfste Zurückweisung. Im naturrechtlichen Rahmen steht es jedem Elternpaar frei, die Kinderzahl zu regeln: Wir sprechen das Wort der naturtreuen Großfamilie; die Eheleute sollen bereit sein, so vielen Kindern das Leben zu schenken, daß sie den Lebensraum, den ihnen Gott gegeben hat, ausfüllen. Dieser Lebensraum umfaßt: die Gesundheit beider Eltern, die wirtschaftliche Lage unter vernünftiger Berücksichtigung der sozialen Stellung, die geistige Erziehungskraft besonders der Mutter sowie die zeit- und umweltgegebenen Erziehungsmöglichkeiten (Bischof von Streng, Das Geheimnis der Ehe: Fruchtbarkeit).

Der Widerstand gegen Familienschutz und Familienausgleichskassen kommt sicherlich vielfach daher, daß man keine Kinder hat und haben will. Weil man selber nicht in den Genuß dieser Förderung kommt, mißgönnt und verunmöglicht man sie den kinderreichen Familien, womöglich mit der pseudoethischen Drapierung verantwortungsloser Kaninchenpolitik. Unsere kinderreichen Familien verdienen diese Kränkung nicht, sie stellen das gesunde Volkskapital unserer Heimat dar. Der Staat beruht auf ihnen. Nichts anderes als selbstverständliche Pflicht dieses Staates ist es deshalb, zu seinen eigenen Grundlagen Sorge zu tragen. Familienpolitik ist wirklich keine Kaninchenpolitik. Sie darf auch nicht sabotiert werden aus der bezeichnenden Befürchtung heraus, die Katholiken könnten allenfalls auch und vielleicht sogar mehr als andere davon pro-

fitieren. Naturtreue Eheführung ist doch wohl kein katholisches Reservat? Wenn das ein katholisches Reservat wäre, so verdiente es trotzdem, um seiner Verdienste für die staatliche Gemeinschaft, staatliche Förderung! A. Sch.

Ein Menschenopfer des Kaisers Julian in Ungarn

von Dr. Nikolaus Massalsky, Sopron (Ungarn)

Die Biographie des Kaisers Julianus Apostata ist reich an Lücken, die zum Teil durch die Vernichtung der Denkmäler seiner Regierungszeit durch seine Nachfolger zurückzuführen sind. Diese Lücken fangen bereits mit seinem Geburtsdatum an, welches von Hase¹ mit 330, von Bidez² mit 331 und von Geffcken³ sogar mit Mai 332 angegeben wird. Noch mehr solcher Lücken weist sein späteres Leben auf, jedoch gelingt es allmählich, sie zu füllen. Durch die nachstehend geschilderten Untersuchungen ist eine solche Lücke geschlossen worden.

Den Winter 360/61 verbrachte Julian in Gallien, hauptsächlich in Vienne, von wo er dann Anfang Juli 361⁴, nachdem seine Beziehungen zu Augustus Constantius sich denkbar verschlechtert hatten, zum Marsche gegen Konstantinopel aufbrach, mit der unverhohlenen Absicht, die Macht an sich zu reißen. Er durchquert den Schwarzwald, erreicht die Donau und zieht stromabwärts, bis er die Stelle erreicht, wo der Strom »schiffbar zu werden beginnt«⁵. Genau kennen wir diese Stelle nicht, jedoch muß sie in jedem Fall als oberhalb Wien liegend angenommen werden. Hier schiffte Julian sich mit seinem Heere ein und es geht stromabwärts bis Bononia (Bonostor), wo er am 10. Oktober 361, nachts, beim Licht der Mondsichel an Land geht, auf dem halben Wege zwischen den Mündungen der Drawa und der Sawa, 19 Meilen von Sirmium (Mitroviza) entfernt⁶. Das Winterquartier wird in Naissus (Nisch) bezogen⁷, wo dann später die Nachricht von dem am 1. November erfolgten Tode des Kaisers Constantius eintrifft, worauf Julian als gesetzlicher Kaiser in Konstantinopel einzieht.

Aber die Vorgänge auf der eigentlichen Donaufahrt stellen wieder eine Lücke dar: Wir wissen nur, daß der Kaiser an Wien vorbei und an der Küste von Pannonia Superior entlang fuhr, wo er kurz unterhalb Vindobona (Wien) an Land ging, um einige befestigte Städte zu besuchen und ein Opfer darzubringen, sowie um zu seinem Schutzgott zu beten. Im übrigen haben wir noch einen lyrischen Bericht eines Augenzeugen⁸, der sagt, daß »die Augen (des Ju-

lian) wie die Sterne funkelten«, und daß die Barbaren an dem Ufer sich bei seiner Vorbeifahrt zu Boden warfen, in der Annahme, es sei ein Gott usw. Nun stellt sich die Frage: Welche befestigten Städte hat Julian besucht und wo hat er geopfert? Davon ausgehend, daß es kurz unterhalb Wien war, wo er an Land ging, und daß er nur einige Tage abwesend war, muß die Untersuchung sich auf die Nord-Küste von Pannonia Superior richten; auch kann Julian bei der Kürze der Zeit nicht weit vom Strome gewandert sein. An Städten, die für ihn erreichbar waren, kommen drei in Frage: Carnuntum (Petronel), Arrabona (Győr) und Brigetio (Oszöny) und ferner südlicher, aber immerhin erreichbar, Sopron, (damals »Scarbantia«). Nun ist die größte und bedeutendste unter diesen die Colonia Carnuntum gewesen, so daß anzunehmen ist, daß Julianus diese Stadt besuchte, wovon auch ein Augenzeuge berichtet⁹. Ging er aber in Carnuntum an Land, so kann er weder Arabona noch Brigetio besucht haben, da er das im Rahmen eines kurzen Besuches an Land nicht hätte vornehmen können, und wir von einer zweiten Landung nichts wissen. Das Untersuchungsfeld wird daher auf Carnuntum und dessen unmittelbare Umgebung eingeeengt. Davon ausgehend, daß Julian in Carnuntum an Land ging, muß das Heiligtum, in welchem er geopfert hat, in der Nähe dieser Stadt gesucht werden. Und zwar muß es ein Mithraeum sein, da Julianus bereits in Gallien 360 zu dieser Religion übergetreten war¹⁰. Es fragt sich nur, wo dieses Heiligtum lag? Nun befindet sich aber auf der alten Hauptstraße von Carnuntum nach Scarbantia in der Nähe des jetzigen Dorfes Fertörákos ein Mithrasheiligtum, in welchem u. a. drei Opfersteine gefunden wurden, die sich gegenwärtig im Städtischen Museum in Sopron befinden, mit Votivinschriften eines Stadtrates und zweier Offiziere aus Carnuntum¹¹. Aus diesen Funden, wie auch aus sonstigen Begleitumständen, wird gefolgert, daß das Mithraeum von Fertörákos das von den Einwohnern von Carnuntum bevorzugte Heiligtum war, weshalb anzunehmen ist, daß auch Julianus, als er von Carnuntum aus ein Mithraeum besuchen wollte, nach Fertörákos gebracht wurde. Dies wird auch noch

⁹ Siehe Anm. 8. Die Annahme, es handle sich um eine spätere Interpolation bei Gregorius von Nazianz beruht darauf, daß die betreffende Stelle in einzelnen Abschriften fehlt. Siehe auch Lexikon von Pecz Vilmos (Okeri Lexicon), Budapest 1904, Band I, S. 371, Spalte 2, Zeile 19 ff.

¹⁰ Gregorius von Nazianz, Orat. IV, 52, und Brief des Julianus an Oribasius (Lettres, Seite 22, Nr. 4).

¹¹ Die Inschriften lauten wie folgt:

D. S. I. M.	Deo Soli invicto Mithrae
L. AVIT M	Lucius Avitus Maturus
TURUS. DC	decurio coloniae
COL. Carn.	Carnuti
V. S. L. M.	votum solvit libens merito.
I. M.	Soli invicto Mithrae
SEP. IVSI	Septimius Iustinianus
CSt. ARM	custos armorum
CST. L. XIII. G.	legionis XIII geminae
ANTON. V. S.	Antonius votum solvit.
S. I. M.	Soli invicto Mithrae
SEP. IST.	Septimius Iustinianus
ANUS. A.	armarum custos
L. XIII. G. ANT.	Legionis decimae quartae geminae Antonius
V. S. L. M.	votum solvit libens merito.

¹ Hase, Kirchengeschichte. S. 447.

² Bidez, La vie de l'Empereur Julien, Paris, 1930, S. 10.

³ Johannes Geffcken, Kaiser Julianus, Seite 4 (in Anlehnung an Radinger und C. J. Neumann).

⁴ W. Schwartz, »De Vita et Scriptis Juliani Imperatoris«, Bonn, 1888, S. 17.

⁵ Geffcken, S. 57. Z. 1, und Mamertin, Grat. actio Juliano, 6 und 7.

⁶ Ammian. XXI, 9. 6.; Paulys Real-Encyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Siehe unter »Bononia«, Nr. 2.

⁷ Nach Zosimos III, 11, 1 sollen die Seher den Julianus gewarnt haben, vor dem Winter weiter zu gehen.

⁸ Mamertin, Grat. act. Jul. 6, 4; Ammian. XXV, 4, 22, Libanius, Orat. XVIII, 111; Gregorius von Nazianz, Orat. IV, 47 und andere.

dadurch bestätigt, daß alle sonstigen Mithrasheiligtümer zu weit abgelegen waren, um unter diesen Umständen für Julianus in Frage zu kommen. Ferner kommt noch hinzu, daß auch Spuren, die auf ein ganz besonderes Ereignis gerade in diesem Heiligtume und um die fragliche Zeit herum hinweisen, dort gefunden worden sind¹². An der Rückwand, unterhalb des Mittelreliefs, also an der wichtigsten Stelle des gesamten Heiligtums, wurde ein aus römischen Ziegeln gebildeter Sarg gefunden, der die Ueberreste eines Menschenopfers enthielt. Berücksichtigt man nun, daß bekanntlich Kaiser Julian, als er im Frühjahr 362 aus Konstantinopel zu dem letzten Feldzuge gegen Persien aufbrach, dort ein Menschenopfer — eine junge Frau — in einem Mithrasheiligtume darbrachte und das Heiligtum zu mauern ließ — es wurde erst unter dem Kaiser Jovianus geöffnet und die Ueberreste des Menschenopfers gefunden —, so kann aus der Analogie der Lage, zumal Julianus auch hier sich auf einem Feldzuge befand und allen Grund hatte, dem Soldatengott Mars zu opfern, gefolgert werden, daß auch das Menschenopfer von Fertörákos von ihm stammen muß. Bestätigt wird das auch noch dadurch, daß seit dieser Zeit das Heiligtum auch zur Beisetzung von Aschenbehältern aus der Verbrennung von Leichen benutzt wurde (deren Zeitpunkt läßt sich aus den der Asche beigelegten Münzen feststellen). Das deutet darauf hin, daß dort etwas besonderes, etwa ein Menschenopfer, durch einen Pontifex Maximus, als was der Kaiser galt, stattgefunden habe, da diese Sitte sonst nicht bestand¹³. Die Fälle von Menschenopfern sind im Mithraskulte überhaupt äußerst selten. Daraus, daß der Kaiser Julianus unter gewissen Umständen in Konstantinopel ein solches Opfer brachte, und dann unter genau den gleichen Umständen auch in Fertörákos ein solches Opfer dargebracht worden war, und zwar ungefähr zu einer Zeit, zu der Julianus dort weilte, berechtigt zu der Behauptung, daß auch dieses Opfer von ihm dargebracht wurde. Bemerkenswert ist diese Entdeckung besonders deshalb, weil das Heiligtum von Fertörákos jetzt das einzige noch bestehende ist, in welchem Kaiser Julianus ein Menschenopfer darbrachte, da das Heiligtum von Konstantinopel seit etwa dem 4. Jahrhundert nicht mehr besteht; ein besonderer Grund, warum diese Entdeckung so viel Aufsehen gemacht hat.

Es fragt sich aber noch, welche weitere Städte Julianus noch besucht hat. Davon ausgehend, daß er längs der Hauptstraße, die von Carnuntum in südlicher Richtung bis zum Heiligtum führt, gereist ist, kann gefolgert werden, daß er auch weiterhin längs dieser Straße reiste, da sie keine Abzweigungen besitzt und Julian somit bis nach Scarbatium gelangt sein muß, wo die 15. Legion stationiert war. Wäre er nämlich nach dem Besuche des Heiligtums nach Carnuntum zurückgekehrt, so hätte er schon aus Zeitmangel nur diese eine Stadt in der ganzen Zeit besucht und nicht mehrere, wie es ausdrücklich heißt. Arrabona und Brigetio liegen, wie wir gesehen haben, zu weit entfernt, um aus Carnuntum besucht zu werden, und es bleibt somit nur Carnuntum und Scarbatia übrig. Daß er

¹² Siehe »Mitteilungen der K. K. Zentral-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler«, herausgegeben Wien 1867, Band XII, S. 123.

¹³ S. Anm. 12.

allen Grund hatte, diese beiden Städte zu besuchen, ergibt sich aus der Einquartierung von Truppen in beiden, zumal auch in Carnuntum die 14. Legion und noch andere Formationen standen. Seine Reise muß ihn daher längs der Hauptstraße von Carnuntum über das Heiligtum bis nach Sopron und vermutlich auf demselben Wege zurückgeführt haben.

Es ist möglich, den Zeitpunkt des Menschenopfers festzustellen. Bekanntlich traf Julianus am 10. Oktober 361 in Bonnonia ein¹⁴, wobei er nach einem zeitgenössischen Berichte die letzten elf Tage ununterbrochen unterwegs war¹⁵ und sein Schiff nicht verließ, außer einmal¹⁶, wie wir wissen. Er muß somit vom 30. September ab ununterbrochen unterwegs gewesen sein. Unter Berücksichtigung der zurückzulegenden Entfernungen (von Carnuntum bis zum Heiligtum sind es etwa 57 Kilometer, und von da bis Scarbatia [Sopron] weitere 5 Kilometer) muß also Julianus am 28. September gelandet und am selben Tage im Heiligtum geopfert haben, dann am 29. in Scarbatia gewesen sein, am selben Tage wieder aufgebrochen und am 30. nach Carnuntum zurückgekehrt und die Fahrt fortgesetzt haben¹⁷.

Durch die vorstehenden Ausführungen ist wieder eine kleine Lücke in der Lebensgeschichte dieses außerordentlich interessanten Herrschers ausgefüllt worden, wobei allerdings die Beweisführung nur in einer mehr als gedrängten Form und unter Auslassung einer Reihe von Einzelheiten möglich war, zumal der Raummangel diese Kürzungen gebot.

Entproletarisierung

Obwohl Jesus Christus sich ausdrücklich dagegen verwahrte, als »Erbeiter« gekommen zu sein, hat er doch angesichts stark verbreiteter seelischer und leiblicher Not ausge-

¹⁴ S. Anm. 6.

¹⁵ Geffcken, S. 57, Z. 6.

¹⁶ Zwar heißt es bei Mamertin an einer von Geffchen auf Seite 57 zitierten Stelle, daß auf der Flußfahrt *nirgends angehalten* wurde, und man könnte gegebenenfalls dasselbe auch aus den Angaben des Gregorius von Nazianz, der von der ungewöhnlichen Geschwindigkeit des Julianus spricht, mit der er seine Gegner überrumpelte (Orat. IV, 47), entnehmen, — aber es heißt im selben Atemzuge, daß diese *ununterbrochene Fahrt elf Tage* gedauert habe. Diese Angaben müssen sich somit zwangsläufig auf den letzten Abschnitt der Fahrt von Carnuntum bis Bononia beziehen, da die *ganze* Fahrt auf der Donau, von der Stelle, wo sie schiffbar wurde, bis nach Bononia, erheblich mehr als elf Tage in Anspruch genommen haben muß. Wir wissen nämlich, daß Julianus im Juli aus Gallien aufbrach und erst am 10. Oktober, also etwa vier Monate später, in Bononia eintraf. Nun können wir aber nicht annehmen, daß der Weg von Vienna in Gallien über den ganzen Schwarzwald bis zur Donau über drei Monate gedauert hat und dann die *ganze* Flußfahrt nur elf Tage, zumal die Entfernung von Vienna bis zur Donau nicht größer ist, als die mutmaßliche Länge der Flußfahrt bis Bononia. Offensichtlich dauerte also der Fußmarsch erheblich weniger als drei Monate und die Flußfahrt ganz bedeutend länger als elf Tage. Offensichtlich sind also mit diesen elf Tagen, während denen »nirgends angehalten wurde«, nur die letzte Etappe von Carnuntum bis Bononia gemeint, auf der dann möglicherweise tatsächlich kein Halt gemacht wurde, weshalb Mamertin in keinerlei Widerspruch mit unseren Annahmen steht.

¹⁷ Siehe »Soproni Szemle«, Ausgabe August 1940, S. 267 ff.

rufen: »Mich erbarmt des Volkes!« Die Kirche hat von jeher, wo man sie wirken ließ, erfolgreich der Volksverelendung entgegengearbeitet. Wo man in der neuern Zeit an ihr vorbeigegangen, beim stolzen Spott des wirtschaftlichen Liberalismus und bei der Verhetzung der Arbeitermassen, konnten ihre Lehren nicht wirksam werden. Erst mit der erschreckenden Proletarisierung der Massen kommen nicht mehr bloß katholische, sondern auch viele andersgläubige Sozialpolitiker heute auf die päpstlichen Rundschreiben über die soziale Frage zurück.

Pius XII. hat zu Beginn des 6. Kriegsjahres in einer Ansprache am Vatikansender auf die Gefahr revolutionärer Bürgerkriege aufmerksam gemacht und dabei gemahnt, überall das Menschenmögliche zur Entproletarisierung der Massen zu tun. Die schweizerischen Bischöfe haben im Bettagsmandat dieses Thema auch mit trefflichen Richtlinien beleuchtet.

Wer kann zur Entproletarisierung mit helfen? Der Sozialismus meinte allein dazu berufen zu sein. Gewiß hat er namhafte Vorteile für die Arbeiterschaft schon erkämpft, aber das Volkswohl blieb ferne. Weil in materialistischer Gesinnung mit dem wirtschaftlichen Liberalismus zu nahe verwandt, kann er die proletarisierend wirkende Plutokratie niemals überwinden. Unchristliches Proletariat schafft sich selber immer wieder dämonische Diktaturen, besonders wenn Loge und Judentum hüben und drüben hinter den Kulissen führen. In Spanien haben solche Geheimmächte die kirchlicherseits gemachten Anfänge zur Entproletarisierung bekämpft! So ist auch das sozialistisch-volksfrönlterliche Frankreich schon vor dem Krieg immer mehr verproletarisiert. Gott läßt oft in Niedergängen das Böse reifen, damit die Menschen die bitteren Früchte genießen müssen; das ist lehrreicher Anschauungsunterricht! — Auch der Staat, wo er zu wenig christlich ist, kann allein nicht entproletarisieren. Moderne staatssozialistische Methoden entfalten nur einen seelenlosen Unterstützungs- und Subventionsapparat, der nirgends Befriedigung bringt und eher noch verführend wirkt. Schon der große, weise Görres hat zu Beginn des vorigen Jahrhunderts gewarnt, die Hypertrophie des Staates könne gefährlich werden; wo man zu viel von ihm verlange, würden Pflichtgefühl und Selbsthilfe untergraben und die Verproletarisierung nehme so noch zu! Der amerikanische Staatsmann Washington hat den schönen Ausspruch getan: »Nur Religion und Moral können Volkswohl schaffen!« Das deckt sich mit der Lehre der Kirche und den Erfahrungen aus den Zeitläufen. Die katholische Kirche ist allein imstande, die geistigen Grundlagen zur Entproletarisierung zu schaffen. Jesus wollte auch nicht alle Tage vermehrtes Brot austeiln lassen, sondern zur Arbeit anhalten; er machte aufmerksam vor allem auf das Brot der Wahrheit, auf das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, dann sollte man miteinander den sozialen Weg finden.

Glühende Sozial-Idealisten, wie der Großstadtpfarrer Emil Fiedler und Dr. Sonnenschein in Berlin, stellen noch nicht den fertigen Weg zur Entproletarisierung dar. Wenn man auch den gottgeweihten Aufwand in den Kirchen opfern und überall Hab und Gut den Bedrängten austeilen würde, wäre die wirtschaftlich verfuhrwerkte Gesamtlage damit doch noch nicht saniert. Auch der Ansicht »ad quid perditio haec« hat Jesus nicht zugestimmt. Gewiß wurden durch un-

gerechtes Verhalten mancher Arbeitgeber viele Arbeiter verbittert und materiell proletarisert, aber der Abfall von der Kirche und die Proletarisierung kommt auch bei besten Lohnverhältnissen vor, besonders durch unchristliche Arbeiterpresse und die organisierte Verführung zu segenslosem Leben.

Merkwürdig, so viele wollen christlich behandelt werden, aber selber keine Christen sein! Darauf liegt der Fluch. Da erfüllt sich die vielsagende Prophezeiung Christi: »Da die Bosheit der meisten überhand genommen, wird die Liebe vieler erkalten.« So ist es vielfach heute. Weil die Liebe oft verspottet und ertötet wurde, erscheinen moderne Humanitätswerke und gesetzliche Zwangskassen oft als »grandes passus extra viam« . . . »Man soll die Liebe nicht bloß von der einen Seite, d. h. von der kirchlichen fordern. Beim »christlichen Kommunismus« hieß es: »Seht, wie sie einander lieben!«

Treffliche Ansätze zur Entproletarisierung sehen wir bei dem in den letzten Jahren häufiger gewordenen Arbeitsfrieden, wo bei weniger Bosheit der Arbeitnehmer, sehr viele Arbeitgeber auch durch freiwillige Zulagen und hunderte von Wohlfahrtsstiftungen zugunsten der Belegschaften entgegengekommen sind.

Wenn heute in Italien und Frankreich einzelne Priester und Bischöfe mit kommunistischen Kreisen in freundschaftliche Beziehung treten, um das Volk von den Industrietrusts zu befreien und zu entproletarisieren, so fragt es sich nur, ob sie auch genug christlich einlenkende Gefolgschaft haben werden!

Besser werdende Gesinnungen auf beiden Seiten muß der Staat durch zeitgemäß ausgebaute Sozialgesetzgebung stützen, vor allem im Familieninteresse. Nicht nur unreligiöses Leben macht unzufrieden, sondern auch die ganz einseitige Arbeit, welche die Betriebsrationalisierung beim modernen Industrialismus mit sich bringt. Darum sind auch die Ford-Arbeiter in USA sogar als Autobesitzer mit besten Löhnen bei proletarischer Gereiztheit geblieben. Man kann eben auch sogar mit ordentlich viel Geld heute »verproletarisieren«, besonders bei Religionsmangel!

Um die Entproletarisierung erfolgreich an die Hand zu nehmen, muß neben den Vorarbeiten der Kirche eine christliche Staatsweisheit aufkommen, welche die Großindustrien dezentralisieren hilft. Passende Abteilungen wären aufs Land zu verlegen, wo Wechselarbeit möglich ist und viele Lebensmittel fast die Hälfte billiger. Die ländliche Bevölkerung muß bei nötigen Agrarreformen überhaupt vermehrt werden. Wenn der Hyperindustrialismus, der zu stark auf Bedarfsreizung und Kampf um die Absatzmärkte eingestellt ist, nicht zurückgedämmt wird, kommen wir nie aus Krisen und Kriegen heraus, werden bei so sichtlich obwaltenden Strukturfehlern im Volksganzen eine Anzahl Sozialgesetze samt Caritas- und Humanitätswerken die Entproletarisierung nicht meistern. Man hat sich an der gottgewollten Naturordnung zu stark versündigt! Durch Hintansetzung einer vorbeugenden Agrarpolitik ist leider auch bei uns in vielen Bergtälern ein ländliches Proletariat geschaffen worden, das durch Landflucht jenes in Industriegegenden noch vermehrt hat. In der Kriegszeit hat die übertriebene Städte- »Kultur« schon viel apokalyptische Denkmäler erhalten. Auch

die Schweiz hat proletarisierend wirkende Strukturfehler in diesen Jahren teuer bezahlt.

Schließlich hat der Staat, der sich christlich nennt, gegen besondere, die Entproletarisierung hemmende Laster, wie Alkoholismus, Unsittlichkeit — von Gottlosigkeit nicht zu reden — energischer einzuschreiten, wie auch gegen gewisse, auch illustrierte Preßerzeugnisse, die dem Publikum eine unmögliche, verführerische Welt vorzaubern. Die seelische und materielle Verelendung der Volksmassen wird am sichersten durch eine mittelständische Verwurzelung behoben, wie die Kirche es in »Rerum Novarum« und »Quadragesimo anno« dargetan.

Ein schwedischer Sozialistenführer hat diese Wahrheit kurz umschrieben mit dem Ausspruch: »Mit Rosenzüchtern kann man keine Revolution machen!« S. E.

Verständnis und Wohlwollen zwischen Mohammedanern und Christen

Missionsgebetsmeinung für den Monat Januar

Bei meinem Aufenthalt in Tsitsikar (Manchukuo) hörte und erlebte ich zu verschiedenen Malen, wie bei gemeinsamen Anlässen der religiösen Gemeinschaften der Stadt die kleine Mohammedanergemeinde sich stets zu den Vertretern der katholischen Kirche gesellte. Sie begründete ihre Stellungnahme mit dem Hinweis auf ihren Ein-Gott-Glauben, der sie von allen heidnischen Religionen trenne und dem Christentum angleiche. Eine solche Einheitsfront zwischen Islam und Christentum, zumal gegen das überall überhandnehmende Gottlosetum, dürfte vielen als Ideal erscheinen. Es wäre auch ein solches, wenn nicht das Ergebnis im fernen Osten eine verschwindend kleine Ausnahme bilden würde. Denn tatsächlich trennt noch eine breite, schier unüberbrückbare Kluft die Vertreter der beiden Weltreligionen, eine Kluft, die durch jahrhundertalte Vorurteile auf beiden Seiten und betonte Gegensätzlichkeit sich eher zu verbreitern als zu verengern scheint. Es fehlt in erster Linie am gegenseitigen Verständnis und Wohlwollen. Die Schuld an diesem tragischen Zustand liegt, soweit davon gesprochen werden kann, auf beiden Seiten.

Zwischen Mohammedanern und Christen haben die Kreuzzüge und Türkenkriege, die einen vom Abendland, die andern vom Morgenland veranlaßt, einen schier unlösbaren Riegel geschoben. Auf beiden Seiten sind Vorurteile und stolze Auffassungen lebendig geblieben, welche noch in diese Zeiten kriegerischer Auseinandersetzungen reichen, während eine wirklich sachliche Kenntnis zu den größten Seltenheiten gehört. Um bei den Christen zu beginnen, wie wenig wissen wir vom Islam und den Mohammedanern, von denen Millionen schon in Europa und weitere Millionen in unserer nächsten Nachbarschaft wohnen! Abgesehen von einigem rudimentärem Schulwissen, sind es höchstens einige exotische Sitten, welche, meist mit der Polygamie, den Harems, den Derwischorden oder Marabuts zusammenhängend, in fast allen europäischen Reisebüchern mehr oder weniger sachlich beschrieben und vom Durchschnittschristen gekannt werden. Von dem außerordentlich reichen Geistesleben, von der Philosophie und Theologie, der Kunst und

Literatur wissen nur wenige Eingeweihte etwas Näheres. Und das religiöse Leben, sowohl das des stillen Alltags und der Durchschnittsfrommen, wie auch das der erhabenen Spekulation und Mystik, ist und bleibt fast allen Christen verschlossen.

Und dabei leben Millionen von Christen nicht nur in der Nähe, sondern mitten unter den Mohammedanern, vor allem in Nordafrika und Aegypten, in Syrien und Palästina. Von einigen Ausnahmen abgesehen, kümmern sie sich herzlich wenig um ihre mohammedanische Umwelt, ja sie machen höchstens die religiöse Lebensform, das öffentliche Beten der Anhänger des Propheten, ihr Fasten und Wallfahren noch lächerlich. Dazu kommt, daß viele von ihnen das Abendland höchst unwürdig vertreten und so durch ihr Leben die Vorurteile der Mohammedaner nur noch verstärken. Ueberall müssen katholische Missionare sich in erster Linie dieser unter den Mohammedanern lebenden Katholiken annehmen und gehen vielfach in der Seelsorge für sie ganz auf. Dadurch werden sie selbst von der Denkweise dieser Christen mitangesteckt und bleiben in ihrem europäischen Denken befangen, so daß ihnen die psychologischen Grundhaltungen zum Verständnis der Anhänger des Islam fehlen.

Daneben ist die Zahl derer, die von tiefer Ehrfurcht gerade auch für das religiöse Leben ihrer mohammedanischen Brüder erfüllt sind, sich ernstlich bemühen, Verständnis und Wohlwollen den Mohammedanern entgegenzubringen, noch verhältnismäßig klein. Nach Ueberwindung großer und mannigfacher Schwierigkeiten dringen diese Männer und Frauen allmählich in die verschlossene und scheue Seele der mohammedanischen Welt ein und entdecken eine schöne menschliche Seele, die zu Gott hinstrebt und ehrlich bemüht ist, den Erkenntnissen entsprechend, ihr Leben zu gestalten. Die Schar dieser verständnisvollen Christen, Priester und Laien, hat in den letzten Jahrzehnten erfreulicherweise zugenommen. Aber gerade ihnen, die so guten Willens sind, stellen sich neben den eigenen die Vorurteile der Mohammedaner, ihr mangelndes Verständnis für christliche Religion und Eigenart entgegen.

Auch der Durchschnitts-Mohammedaner bleibt geistig und weltlich verankert in der Kreuzzugszeit. Jeder Europäer ist für ihn ein Franke, ein Christ und dementsprechend ein Feind des Propheten. Der Koran ist und bleibt auch heute noch das Lebensbuch, welches alle seine religiösen und bürgerlichen Verhältnisse regelt und infolgedessen auch für das Verhältnis zum Christentum bestimmend bleibt. Dieses ist für ihn ein Sammelsurium von Irrtümern und grauenhaftem Götzendienst, zumal in seiner Lehre vom dreieinigen und erlösenden Gott. Deshalb sind auch heute noch seine Kampfschriften gegen uns mit Beleidigungen aller Art und furchtbaren Bannflüchen gegen »alle Helfershelfer des Satan«, womit die Christen gemeint sind, angefüllt. Und diese feindselige, haßerfüllte Haltung dem Christentum gegenüber erfährt immer wieder Stärkung und neue Nahrung.

Auch die Mohammedaner leben zuweilen unter Christen, und immer größer werden die Scharen der Gebildeten, die sich an abendländischen Schulen und Universitäten ihre technische Bildung holen. Und trotzdem bleiben in weiten Kreisen die alten Vorurteile bestehen und lebendig, schon weil dieser enge Kontakt mit Christen zum vornherein belastet ist. Und alles, was sie im Abendlande und von »Chri-

sten» sehen und hören, bestärkt sie scheinbar in ihrer Ansicht und Haltung. Der Anhänger des Propheten ist seit Jahrhunderten gelehrt worden, schändliche Leidenschaften zu verhüllen und zu verheimlichen, und «lieber 10 Sünden unter den Augen Gottes, als eine einzige unter den Augen der Menschen» zu begehen. Und der Abendländer breitet mit einem geradezu grenzenlosen Zynismus seine Leidenschaften vor aller Welt aus. In Theatern und Kinos, in Büchern und vor allem in den illustrierten Zeitungen macht sich all das groß, verlockend und anziehend, was der Mohammedaner schamvoll zu verhüllen pflegt. Und alles Ideale und Schöne, zumal die Äußerungen des religiösen Lebens, die sich in mohammedanischen Ländern stets in aller Öffentlichkeit vollziehen, verbergen die Abendländer im kleinen Kreis der Familie, in einer Kirche oder hinter verschlossenen Klostermauern. Ein islamitischer Student, der in London, Paris und Berlin oder in Zürich und Basel jahrelang die höhere Schule besuchte, kann in diesen Städten leben, ohne auch nur eine Ahnung zu erhalten, was christliches Denken und Leben ist. Und heimgekehrt, wird er wiederum den Chor derer verstärken, für welche Europa das Land ist, in welchem nicht gebetet wird und in dem keine Gottesverehrung herrscht. Und stets von neuem wird sich in seinen Augen der Anspruch eines alten Kalifen bewahrheiten: «Der Orient ist Geist, der Occident Gold.»

Und wenn nun der Abendländer den Mohammedanern gegenüber hier oder in seiner Heimat immer wieder den Ueberlegenen, den Starken, den geistig und sittlich oder gar religiös Höherstehenden hervorkehrt, wie es immer noch durchwegs geschieht, dann wird der wahre Jünger des Propheten nur tiefe Verachtung für eine solche Geisteshaltung übrig haben. Trotz politischer Schwächen und materieller Unterlegenheit denkt er sich infolgedessen den Christen und Abendländern gegenüber hoch erhaben. Die Politik des Abendlandes — im abessinischen Krieg betonten z. B. ägyptische Zeitungen immer wieder, daß ein christliches Land von einem christlichen Staate überfallen werde und alle christlichen Staaten einem solchen Ueberfall ruhig zuschauten — die mörderischen Kriege oder gar die unselige religiöse Spaltung bestärkte ihn in dieser Haltung.

So stehen sich jahrhundertealte Vorurteile gegenüber und die Kluft, die Christen und Mohammedaner trennt, scheint sich eher zu weiten, trotz des stärker werdenden persönlichen Kontaktes. Es fehlt eben, von einzelnen Ausnahmen auf beiden Seiten abgesehen, das wohlwollende Verständnis für die Eigenart des andern und vor allem für seine religiös-sittliche Welt. Sicher haben wir Christen viele Berührungspunkte mit den Mohammedanern, gerade auch im Glaubensleben, aber sie werden nicht oder nur in Ausnahmefällen gesehen. Schon aus dieser, allerdings in groben Umrissen gezeichneten Situation, ergibt sich die dringendste Notwendigkeit des Gebetes, da Menschenkraft und -wollen allein nicht ausreichen, die turmhohen Mißverständnisse, Vorurteile, Verdrehungen und Uebertreibungen durch Liebe, Wohlwollen und Verständnis zu ersetzen. Und doch ist diese Haltung gegenseitigen Verstehens und gegenseitigen Wohlwollens die erste und grundlegende Vorbedingung für jede fruchtbare, auch missionarische Auseinandersetzung zwischen Islam und Christentum.

Dr. J. B.

Krise der Seelsorge

In seinem Artikel »Die Seelsorgskrise« (in Nr. 38, 1944 der KZ) schrieb H.H. Pfarrer Arnold: »Der Gläubige muß im Priester den Geweihten, den Gesandten Gottes sehen; dann kommen wir über den toten Punkt in der Seelsorge hinaus, und nur dann.« Diese Haltung der Gläubigen ist nach der Auffassung des H.H. Pfarrers wohl die Stelle, wo der Geistliche den Hebel der Seelsorgemittel ansetzen kann, um jene aus den Angeln des weltlichen Lebens zum kühnen Wagnis des Lebens aus Gott hinaus- und hinaufzuheben (vgl. den Artikel »Seelsorgsfragen auf dem Lande« vom selben Vf in Nr. 33, 1944 KZ).

1. Moderne Seelsorge und Apologetik

Was soll der Seelsorger dann machen, wenn die Menschen jene Haltung vermissen lassen? Soll er dann trauernd »feiern«, verurteilt zur Untätigkeit? Ich denke nicht. Christus hat Wunder gewirkt, um die Menschen zu überzeugen, daß er die Vollmacht habe, Gottes frohe Botschaft und seligmachenden Gebote zu verkünden. Der Priester, im Heiligen Geiste Nachbild und Arm Christi nach dessen Himmelfahrt, muß jenen, die an seiner Sendung zweifeln, einwandfrei nachweisen, daß Christus und Priester, Christus und Kirche eins sind, daß eine klare Linie von der Kirche zu Christus zurück- und emporführt. Jenen aber, die nicht an diesen Christus glauben, muß er zeigen, daß Jesu Person, Worte und Werke Geschichte sind, daß seine Wunder auch heute noch vollen Zeugniswert haben. Es ist ein Unding, jahraus, jahrein diese Wunder nur als Sinnbilder des Gnadengeschehens zu erklären, auf ihre geschichtliche Wirklichkeit und ihren Ursinn als Siegel und Ausweis des göttlichen Auftrages Jesu nie einzugehen.

Hat man aber nicht seit Jahren die Forderung erhoben, von der alten Apologetik Abstand zu nehmen und den Gläubigen dafür die Schönheiten unserer Dogmen lebendig vor Augen zu rücken? Gut! Wo jedoch der Glaube an Christus und die Kirche oder gar der Gottesglaube fehlt, nützt alle Dogmatik nichts. Und wie sollen den Leuten Schriftworte Eindruck machen, wenn ihnen die Bibel weder ein Gottesbuch noch ein glaubwürdiges Menschenbuch ist?

Man wendet vielleicht ein, ich führe da Luftstreiche. Mangelt es denn unserm Kirchenvolk wirklich an Glauben? Ist dieser Mangel der Grund, daß man den Priester nicht mehr als Gesandten Gottes anschaut und seine Mahnungen in den Wind schlägt? Wer den Glauben verloren hat, geht doch nicht mehr zur Kirche? — Man täusche sich nicht! Wie manche Menschen kommen mehr oder weniger gezwungen zur Kirche oder aus Geschäftsrücksichten! Ich kenne Söhne von gutchristlichen, katholischen Eltern, die schon lange nicht mehr an die Sendung des Priesters und der Kirche glauben, aber hemmungslos mit ihren Erzeugern und Erziehern zum Kommunionisch schreiten, um ihnen Sand in die Augen zu streuen und nicht weh zu tun. Andere mögen noch glauben, aber ihr Glaube ist das geknickte Rohr und der glimmende Docht des Evangeliums. Sind unsere Männer und jungen Leute auf dem Werkplatz, im Bureau nicht manchmal geradezu einem Trommelfeuer von Angriffen auf ihren Glauben ausgesetzt? Ist nicht die Luft, in der wir leben und atmen, mit widergöttlichen Miasmen gesättigt? Erreicht die

kirchenfeindliche Propaganda nicht schon das letzte Dorf? Solche Einflüsse sind geeignet, die Glaubensschwierigkeiten eines Menschen zu Bergen aufzutürmen und so seinen Glauben stark zu schwächen (ex parte ambientis et subiecti), ohne daß er schon freiwillig an Gott, Christus, Kirche zweifelt oder Glaubenssätze förmlich leugnet.

Vielleicht die schlimmste unmittelbare Gefahr für den Glauben des katholischen Volkes ist heute die stets zunehmende örtliche Mischung der Bekenntnisse, das immer engere politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Miteinanderleben von Menschen aller Weltanschauungen. Der Indifferentismus ist im Wachsen. Man findet auch Katholiken, die meinen, daß es nicht darauf ankomme, welcher Konfession einer angehöre, wenn er nur »recht lebe und andere leben lasse«. So glauben viele an Gott und an Christus, erkennen aber nicht klar, daß die katholische Kirche allein das Recht und den Auftrag hat, das Werk Christi weiterzuführen und in seinem Namen die Völker zu lehren und zu leiten. Dieses Erkenntnis wird sicher nicht durch die neutralen Zeitungen vermittelt, die sich viele katholische Familien halten, auch nicht durch die protestantische Radiopredigt, die von katholischen Hörern manchmal ebenso aufmerksam und unkritisch angehört wird wie die katholische, nicht zuletzt auf dem Lande. Naturgemäß muß sich unter dieser Einstellung auch der Glaube an Gott und Christus manche Einbuße gefallen lassen, abgesehen von der Verwässerung der sittlichen Anschauungen, die in der indifferenten Umwelt entsteht.

Es muß endlich gesagt werden, daß auch untadelige und vorbildliche Katholiken häufig mit Glaubensschwierigkeiten zu kämpfen haben, die aus der mangelnden Kenntnis der praeambula fidei entstehen. Wie manchmal trifft man auf gutkatholische Akademiker, Lehrer und gebildete Kaufleute, die in guten Treuen meinen, die Geschichten aus dem AT (und sie kennen nur die Wundergeschichten aus ihrer einstigen Schulbibel) seien nur Sagen und Legenden, nicht Geschichte; das müsse man nicht glauben. Auch die Anfänge des Christentums sind für die meisten Laien, gebildete und ungebildete, in Dunkel gehüllt, wo doch gerade ihre geschichtliche Kenntnis dem Gläubigen Ruhe und Sicherheit vermittelt.

Ist also nicht eine lebendigere und eingehendere apologetische Bildung des Volkes notwendig, sowohl in der Stadt wie auf dem Lande? Sollte nicht in den obersten Klassen der Volksschule mehr als bis jetzt geschichtliche Apologetik Gegenstand liebenden und sorgfältigen Unterrichtes sein? Lehren wir dort und in den höheren Schulen vor allem die Heiligen Schriften als menschlich zuverlässige Quellenwerke wieder ernst zu nehmen! Nur so können sie uns dienen, die Wahrheit des christlichen und katholischen Glaubens zu erweisen. Dann dürfen wir nachher darauf vertrauen, daß auch ihre frohe göttliche Botschaft wieder Gehör finde. Fürwahr, es gilt, das Aschenbrödel der Apologetik neu zu gewandeln und ins Licht zu stellen. Wir haben uns ihrer nicht zu schämen; der Nachweis, daß Jesus von Nazareth der Christus sei, war auch ein Hauptanliegen der synoptischen Ev und vor allem des JhEv, ebenso der Verkündigung des heiligen Paulus.

Ist aber solche Apologetik nicht wenigstens auf dem Lande überflüssig? Mir scheint, in der Dorfsorge sollte sie schon deswegen eine wichtige Rolle spielen, weil viele

junge Menschen vom Lande zur Stadt abwandern. Sagen nicht die Großstadtseelsorger übereinstimmend aus, daß eine erschreckende Zahl dieser Zuwanderer in kurzer Zeit der Kirche absterben? In einem Artikel seines Pfarrblattes »Seelsorge in Groß-Zürich« (Antoniuspfarre, August 1944, 1. Fortsetzung) schreibt H.H. Pfarrer Heß: »Man kennt Beispiele genug, die zeigen, daß diese vom zufälligen Charakter der Umgebung gänzlich getragenen Elemente mit dem ersten Sonntag ihres Aufenthaltes in der Stadt keine Kirche mehr betreten haben, ohne daß sie daheim den sonntäglichen Kirchgang als Last oder Zwang empfunden hätten.« Ist es nicht so, daß diesen einfach mit ihrer Umwelt schwingenden Menschen die apologetische Einsicht in den absoluten und verpflichtenden Charakter des christlichen Glaubens und der katholischen Kirche nie deutlich und klar geschenkt wurde? Sicher war das nicht die einzige, aber eine nicht unwesentliche Mitursache ihres Verhaltens.

Die apologetische Unterweisung in Predigt und Unterricht, in Heimabenden und Bildungsstunden, in Einzelvorträgen und Kursen verlangt allerdings eine entsprechende Ausrüstung des Seelsorgers. Ist unser apologetisches Wissen immer auf der Höhe? Sollte es nicht von Zeit zu Zeit aufgefrischt und ergänzt werden? Fehlt es nicht manchmal wenigstens an der kerygmatischen Verarbeitung dieses Wissens? Wir sollten doch alle imstande sein, einen Beweis für das Dasein Gottes gemeinverständlich und volkstümlich vorzutragen, ohne daß seine Beweiskraft mehr oder weniger verloren geht.

Christus hat, um sich ein gläubiges Volk zu schaffen, nicht nur Wunder gewirkt und in seiner Predigt auf deren Zeugniskraft hingewiesen, er hat in erzieherischer Weisheit mit dieser Predigt auch Verheißungen und Drohungen verbunden. Sorgfältige Prüfung der ev. Geschichte zeigt, daß denen gegenüber, die nicht glauben wollten, die Drohungen sogar überwogen. Das gleiche gilt von der Predigt des Vorläufers. Wie steht es mit unserer Verkündigung? Schon lange wird der Ruf erhoben, man möge doch dem Volke nicht immer nur den zürnenden und strafenden Gott vorstellen, sondern vor allem den gütigen, erbarmenden, liebenden; die Zeit der barocken Höllenpredigten sei endgültig vorüber; Volksmissionen in ihrem Stil seien mancherorts geradezu ein Verhängnis. Einverstanden! Nur schütte man das Kind nicht mit dem Bade aus. Wenn wir gewisse Formen von Schreckpredigten ablehnen, so dürfen wir doch nicht einfach auf den dogmatisch gegebenen Inhalt der Drohungen verzichten. Das Schriftwort hat ewige Geltung: *initium sapientiae timor Domini*. Auch einen modernen Menschen wird eine klug abgestimmte Predigt von Tod und Gericht ergreifen. Wenn man die Rede vom Teufel aus Predigt und Unterricht gründlich und grundsätzlich verbannt, so ist das eine Verleugnung Jesu.

Alle Apologetik und Gerichtsdrohung wird es nicht verhindern, daß im Zuge der Entchristlichung und Entgottung des modernen Lebens, wenn Gott nicht Gnadenwunder wirkt, mehr morsche Zweige am Baum der Kirche abbrechen, als daß sie neu mit Saft und Kraft sich füllen. Wir werden diesem Vorgang wohl nicht selten mehr oder weniger machtlos zusehen müssen. Er soll uns zwar schmerzen, aber nicht entmutigen. Wenn unsere Arbeit den vielen Schwachen Stab und Stütze wird und ihnen ein neues Licht auf-

steckt, so dürfen wir zufrieden sein. Im übrigen kann und soll uns das Leben Jesu mit seinen Mißerfolgen Trost gewähren. Denken wir hier die erhabenen Gedanken Gottes über Sünde und Verwerfung, über den »Anteil« der Sünde und der Sünder am Heil der Auserwählten! Seien wir überzeugt, daß Gottes der Endsieg ist und daß die überirdische Schönheit eines einzigen Strahls von Gottesliebe, der aus dem Herzen eines einfältigen Kindes brechen mag, in den Augen Gottes ganze Abgründe von Bosheit überhellt!

Eugen Ruckstuhl, Freiburg

Kirchen-Chronik

Römisch-katholische Gottesdienststation in Lyß (Bern)

Der 17. Dezember 1944 ist für die römisch-katholische Pfarrei Biel und besonders für die Katholiken von Lyß und Umgebung ein Datum von geschichtlicher Bedeutung, ein Tag, «den der Herr gemacht hat». Zum erstenmal seit der Reformation fand in diesem heimeligen Bernerdorf eine katholische Pfarrmesse statt, nachdem schon oft für Soldaten und Internierte Gottesdienst abgehalten worden war. Der Blaukreuz-Verein Lyß war so zuvorkommend, uns seinen Saal zur Verfügung zu stellen. Alle vierzehn Tage wird nun in Lyß katholische Gottesdienstgelegenheit geboten werden.

Damit ist wiederum eine Seelsorgsstation mehr errichtet an der Westgrenze des Basler Bistums. Nun heißt es nur noch, sie zu konsolidieren und auszustatten, d. h. wir müssen in kürzester Zeit das Geld aufbringen zum Bau einer bescheidenen Diasporakirche. Die nicht vermögliche Pfarrei Biel mit ihren vielen Außenstationen ist allein nicht imstande dazu. Sie empfiehlt sich daher eindringlich für Bettelpredigten. Der Hochwürdigste Bischof hat sich zu unserem Werk wie folgt geäußert: «Der Bischof von Basel erteilt hiemit dem Pfarramt Biel den Auftrag, für die Erstellung eines katholischen Gotteshauses in Lyß zu sammeln und sammeln zu lassen. Die Erstellung eines solchen Gotteshauses für die römisch-katholischen Einwohner von Lyß und Umgebung ist ein dringendes Bedürfnis und die Sammelstätigkeit hierfür wird daher eindringlich empfohlen.»

Abschließend einige Zahlen: Die römisch-katholische Pfarrei Biel zählt gut 8000 Katholiken, verteilt auf über 80

Ortschaften (Gesamteinwohnerschaft gegen 100 000). Auf einer Linie von 50 Kilometern, d. h. von Solothurn bis Murten, und einer solchen von 32 Kilometern, d. h. von Bern bis Biel, fehlte bis jetzt eine katholische Gottesdienstgelegenheit. Lyß liegt auf dem Kreuzungspunkt dieser beiden Linien. J.

Persönliche Nachrichten

Diözese Basel. H.H. Alois Huser, bisher Pfarrer von Schneisingen, wurde zum Pfarrer von Sarmenstorf (Aargau) gewählt, und als dortiger Kaplan H.H. Joseph Stocker, bisher Vikar in Menziken.

Diözese Lausanne-Genf-Freiburg. H.H. Alphons Delabays, früher Vikar in Gruyères, wurde als Pfarrer von Massonnens installiert.

Diözese Chur. H.H. Anton Fetz, Pfarrer von Sedrun, wurde zum bischöflichen Vikar (Dekan) des Kapitels von Disentis ernannt, H.H. Dr. Jos. Tuenä, Pfarrer von St. Moritz, zum bischöflichen Vikar des Kapitels Engadin-Bergell-Münster, und H.H. Franz Ardüser, Pfarrer in Cazis, zum Apostolischen Vikar des Capitulum Inframuratum.

Kirchenamtlicher Anzeiger für das Bistum Basel

An die hochwürdigen Pfarrämter und die Kirchenrektoren der Diözese Basel

Der Lesestoff der Ehesatzungen, Kapitel 7, «Erziehung in der Familie», wird auf den 21. und 28. Januar zugestellt werden.

Solothurn, den 2. Januar 1945.

† Franciscus, Bischof.

Das Dreikönigen-Opfer 1945

Auf Grund eines päpstlichen Privilegs aus dem Jahre 1908 darf das Dreikönigen-Opfer für die Diaspora verwendet werden. Die schweizerischen Bischöfe haben es seither für die Errichtung eines Fonds zu Gunsten der Besoldung armer Diaspora-Pfarrer bestimmt.

Das diesjährige ist gemäß Anordnung der Inländischen Mission und des Bischofs von Basel für Bellach im Kanton Solothurn vorgesehen. Wir möchten daher die hochwürdigen Pfarrämter und alle Diözesanen herzlich bitten, ihr Wohlwollen diesem Dreikönigen-Opfer tatkräftig zuwenden zu wollen.

Solothurn, den 2. Januar 1945.

Die bischöfliche Kanzlei.

Meßwein

sowie in- und ausländische

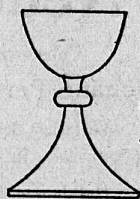
Tisch- und Flaschenweine

empfehlen

Gehrdter Nauer, Bremgarten

Weinhandlung

• Beidigte Meßweinflieferanten



Jbach P. NIGG Schryz

--- bekannt für gediegene, hand-
gehämmerte Gold- u. Silberarbeiten.

Hongler

Kerzen
Weihrauch
Rauchfaßkohlen

werden von Kathedralen, Kirchen und Klöstern als anerkannte Vertrauensware seit Generationen gekauft

J. HONGLER, ALTSTÄTTEN (Kt. St. Gallen) - Aelteste Schweiz. Kerzenfabrik (seit über 200 Jahren im Familienbesitz)

Kleriker-Kleidung

Springer

dipl. Schneidermeister
Freiestraße 52 Basel Tel. 31157

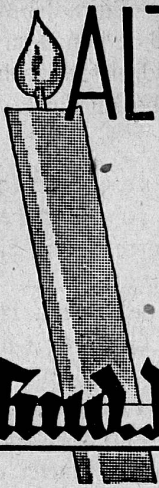
Holz-
geschnitzte
Kreuzifixe

Anton
Ahermann
Euzem

b.d. Hofritze

Katholische
anbahnung, diakret, streng
reell erfolgreich
Kirchliche Billigung
Auskunft durch Neuland-Bund,
Basel 15 H Fach 35603

ALTAR KERZEN



garantiert 100 % Bienenwachs
garantiert 55 % Bienenwachs

Kompositionskerzen

sowie Kerzen für »Brennregler«
Weihrauch und Rauchfäskohlen
Anzündwachs

Kerzenfabrik

Knd. Müller ALTSTÄTTEN ST.G.

Bischöfliche Empfehlung

Voraussetzungen zu einem Weltbild

Entgegnung und biologischer Querschnitt
durch die Fragen der Abstammung und der Evolution
von Aurelian Roshardt, Dr. phil. nat.

Verlag Eugen Haag, Luzern, 1944. 165 Seiten.

Preis inkl. Wust. Fr. 5.—

Arnold Heim schrieb als Mechanist und Nachtreter Darwins und Häckels sein »Weltbild eines Naturforschers«. Nun weist ein Fachlehrer und Forscher in Biologie auf Grund der neuesten Literatur und Forschungsergebnisse nach, daß Heim von ganz falschen Voraussetzungen ausgeht und darum zu untragbaren und unrichtigen Folgerungen kommt. Roshardt gibt in sieben Fragen und Antworten die richtigen Voraussetzungen zu einem Weltbild. Die sieben Fragen lauten: Warum ist die Materie so wie sie ist? Was ist Leben? Was ist die Pflanzenseele? Hat das Tier Verstand? Warum soll das Tier denken? Was ist an der Lehre der Abstammung bewiesene Wahrheit, was nur Annahme oder Hypothese? Woher ist der Mensch?

»Diese Inhaltsangabe kennzeichnet hinreichend die wertvollen Dienste, die das Buch jenen leisten kann, die sich mit genügender Allgemeinbildung um diese Fragen bemühen.« Apologetische Blätter.

»Sie bringen gerade das, was fehlte.« Ein Lehrer der Naturwissenschaften.

»Mir kommt Ihre Veröffentlichung als glänzende Abrechnung mit Heim vor. Und weit darüber hinaus ist sie eine überzeugende und schlagfertige Darstellung unserer positiven Weltanschauung. Sie sollte jedem Studierenden in die Hand gedrückt werden.« Dr. med. S.

»Ihre Voraussetzungen sind ein Rüstzeug sondergleichen, voll eines großen Reichtums von Beweisen und glänzend geschrieben.« Dr. r., ein bekannter Naturforscher und Mediziner.

Das Buch ist durch jede gute Buchhandlung zu beziehen.

Verlag Eugen Haag in Luzern, Kapellplatz 9



Atelier für kirchliche Kunst

A. BLANK VORM. MARMON & BLANK
WIL ST GALLEN

Ausführung von Altären, Statuen u. kunstgewerblichen Arbeiten für Kirchen Kapellen u. das christliche Heim. Restauration alter Schnitzwerke u. Gemälde. Diebstahlsichere Tabernakelbauten. Kunstgewerbliche Holzgrabzeichen

Meßweine und Tischweine

empfehlen in erstklassigen u. gut gelagerten Qualitäten
GÄCHTER & Co.
Weinhandlung
Alstätten

Geschäftsstand seit 1872 Beidrigte Meßweinlieferanten Tel. 62

Inserat-Annahme durch Rüber & Cie.,
Frankenstraße, Luzern

Kirchen und Klöster

sind höflich gebeten, die Vorräte an

Kerzenresten u. Wachstropfen (Wachsabfall)

einzusenden. — Im sechsten Kriegsjahre sind unsere Vorräte in allen Wachsarten sehr knapp geworden und gewisse Rohstoffe kommen seit Monaten nicht mehr ins Land. Es ist deswegen auch preislich vorteilhaft, Abfälle, gleichgültig welcher Herkunft, jetzt, d. h. raschmöglichst, einzusenden. Weihrauch und Rauchfäskohlen können seit Jahren nicht mehr importiert werden. Es empfiehlt sich ebenfalls sparsamsten Gebrauch. Ich erbitte gerne baldmöglichst die Lichtmeß- und Osterkerzen-Aufträge.

HANS HONGLER, ALTSTÄTTEN

Altteste schweizerische Kerzenfabrik.

JOSEF SÜESS

Gold- und Silberschmied

Luzern, Winkelriedstraße 20
Telephon 29304



Werkstätte für kirchliche Kunst

Clichés rasch und zuverlässig!
SCHWITTER A.G.
BASEL Allschwilerstrasse 90
ZÜRICH Stauffacherstrasse 45



Das Neue Testament

Uebersetzt und erläutert von

P. Johann Perk, Salesianerpriester

Verfasser der Deutschen Synopse

Volksausgabe in Taschenformat, 688 Seiten

In Einbänden: Halbleinen Fr. 2.80, Ganzleinen Fr. 3.40, Kunstleder, Goldschnitt Fr. 6.50, Bockleder, Goldschnitt Fr. 14.—

»Pater Perk, Verfasser der bekannten Synopse, gibt seiner Uebersetzung insofern ein ganz anderes Gepräge, als er durch Nummern auf seine »Deutsche Synopse« der vier Evangelien verweist. Dadurch wird es inskünftig dem Bibelleser ein leichtes sein, rasch und bequem die vier Evangelien zu vergleichen und in »ihre Eigenart Einblick zu gewinnen, um so aus Matthäus zu erfahren, was Christus gesprochen, aus Markus, was Christus getan, aus Lukas, was Christus gefühlt, und aus Johannes, was Christus gewollt hat'. Perk legt den Text in eigener, trefflicher Uebersetzung vor, deren Sprache durchaus würdig und fließend ist.«
(Prof. Gächter, Frankfurt)

Benziger Verlag Einsiedeln

In allen Buchhandlungen erhältlich